

Der Schauplatz der Brandkatastrophe in Geispolsheim bei Straßburg i. E.



Innenraum der ausgebrannten Dampfabrik in Geispolsheim.

Ueber die schreckliche Brandkatastrophe in Geispolsheim im Elsaß, kaum 15 Kilometer von der Landeshauptstadt entfernt, haben wir bereits berichtet. Hier bringen wir heute eine Abbildung der Unglücksstätte, auf der über 20 blühende Menschenleben zugrunde gingen. Die fast nur aus Eisen und Stein erbaute Dampfabrik, die etwa 40 meist jugendliche Arbeiter beschäftigt, bestand nur aus einem Stockwerk von etwa 5 Meter Höhe, einem flachen Dache und einer quadratischen Länge und Breite von 10 Metern. Der Hauptraum, der sogenannte Stanzsaal, hatte ungefähr eine Länge von 10 und eine Breite von 5 Metern, während der Teil der Fabrik nach der Straße zu aus drei Abteilungen bestand: beide Räume wurden durch einen etwa zwei Meter breiten Gang getrennt. Von dem Stanzsaal führte nur eine einzige schmale Tür nach dem Gange. Unter diesen eigentlichen Fabrikräumen befanden sich im Keller die Kesselanlagen zur Herstellung des für den Betrieb nötigen warmen Wassers. Fabriziert wurden die bekannten kleinen Schühöfen aus dünnem Messingrohr, die einen doppelt ausgepreßten Kopf von Celluloid erhalten. Zu ihrer Anfertigung waren natürlich große Massen von Celluloid, das nicht in der Fabrik hergestellt, sondern nur bearbeitet wird, aufgestapelt.

Die Abfälle wurden in eine große Kiste geworfen, die in der Nähe der Tür steht, wo sich auch ein großer Heizofen befindet. Als am Freitag morgen 6 Uhr der größte Teil der Arbeiter und Arbeiterinnen bereits an ihren Sandmaschinen, Stanzapparaten usw. beschäftigt war, sprang plötzlich aus dem Ofen ein Funke und zum Unglück in die Abfallkiste, die er bei der leichten Entzündbarkeit des feuergefährlichen Stoffes sofort in Brand setzte, und bevor sich noch die Arbeiter über ihre furchtbare Lage klar waren, stand der Stanzraum in hellem Brande, und ein loderndes Flammenmeer versperrte den Unglücklichen den Ausgang. An ein Entrinnen war nicht zu denken. Die Tür verlor durch knisternde Flammen, die Fenster vergittert, gab es keinen Ausweg. Ein furchtbarer Tod grüßte den entsetzten, laute, herzerweichende Hilferufe ausstöhnender Jungen und Mädchen im blühenden Alter von 15–18 Jahren entgegen.

Die Leichenreste der verunglückten Opfer von Geispolsheim wurden gestern unter zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung beigesetzt. Eine einzige große Kiste, die gerade Raum für einen Menschen bietet, hatte genügt, die Überreste der 22 Leichen aufzunehmen.

lokales.

* Wiesbaden, 16. Januar 1907.

* **Neue Steuern in Sicht?** Der Finanzminister führt in der Regierungsvorlage über den Entwurf des Finanzgesetzes u. a. folgendes aus: Bei der Umschau nach weiteren Quellen zur Vermehrung der Verwaltungseinnahmen sollte eine allgemeine Erhöhung der direkten Steuern oder eine anderweitige Ausgestaltung derselben aus naheliegenden Gründen vermieden werden, dagegen erschien eine Erhöhung des Stempels für den Immobilienwechsel ganz wohl zulässig. Es ist zu beachten, daß die Vermehrung dieses Stempels hinter den Abgabefähigen in den Nachbarstaaten erheblich zurückbleiben und daß sie auch im Vergleich mit der Stempelbelastung des beweglichen Kapitals niedrig zu nennen sind. Eine Erhöhung derselben ist berechtigt ebenso mit Rücksicht auf die hohen Aufwendungen des Staates für die Ordnung und Sicherheit des Immobilienverkehrs und des Immobilienkredits, wie im Hinblick darauf, daß die oben erwähnten, in den Hauptvoranschlägen eingezeichneten dringenden Mehrausgaben hauptsächlich durch die hohen Preise der Mietwohnungen veranlaßt sind. Der kleine ländliche Grundbesitz soll von der Stempelbelastung vollständig befreit bleiben. Grundstücke mit einem Wert bis zu 1000 M. sollen bei der Erhöhung überhaupt nicht in Betracht kommen, dagegen sollen die hohen Wertobjekte, solche über 50 000 M., stärker herangezogen werden — an solchen Objekten ist das Land weniger beteiligt, sie sind meist in den Händen leistungsfähiger Personen und bringen, wenn sie auch nicht der Spekulation dienen, bei den stetig wachsenden Bodenpreisen in den Städten dem Veräußerer häufig hohen Gewinn.

* **Erteilung von Leibzuchtsatzen im ehem. Herzogtum Nassau.** Ein Ehepaar in einem Orte bei Diez hatte bis zum

Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches in der Etrungen-Gemeinschaft des nass. Rechts gelebt. 1906 starb der Ehemann. Die Witwe suchte bei dem Amtsgericht Diez, dem zuständigen Nachlassgericht, die Erteilung einer Bescheinigung nach, daß ihr an dem Nachlass ihres verstorbenen Ehemannes das Leibzuchtsrecht zustehe. Das Amtsgericht lehnte den Antrag ab. Es hielt sich zur Ausstellung einer solchen Bescheinigung, die ein Zeugnis nicht über Tatsachen, sondern über ein Recht enthalte, mangels einer ausdrücklichen Bestimmung nicht befugt. Auf die Beschwerde der Witwe hat das Landgericht Limburg das Amtsgericht angewiesen, von seinen Bedenken Abstand zu nehmen und die Bescheinigung zu erteilen. Gemäß Art. 200 des Ergänzungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch sind, so heißt es in der Begründung des landgerichtlichen Beschlusses, für den Güterstand der zur Zeit des Inkrafttretens des B. G. B. bestehenden Ehen, die bisherigen Gesetze maßgebend geblieben, und zwar nicht nur die materiellen Gesetzesvorschriften, sondern auch die einschlägigen formellen Normen. Unter der Herrschaft des ehemaligen Rechts ist nun nach feststehender Gerichtspraxis die Erteilung von Attesten über das Bestehen des Leibzuchtsrechts erfolgt. Infolgedessen ist auch für die Zeit nach dem Inkrafttreten des B. G. B. die Erteilung von solchen Attesten beizubehalten, sobald es also zur Rechtfertigung der Erteilung von Leibzuchtsatzen einer ausdehnenden Auslegung des § 1507 des B. G. B. gar nicht bedarf. Diese Entscheidung ist für die Bewohner des ehemaligen Herzogtums Nassau von großem Interesse, denn es kommt dort sehr oft vor, daß um die Erteilung von Leibzuchtsatzen nachgesucht werden muß.

* **Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst** veranstaltet am Donnerstag (nicht Freitag) 17. Januar, abends 8 Uhr, in der Aula der höheren Mädchenschule am Markt, ihren ersten diesjährigen öffentlichen Vortragabend. Als Redner ist der bekannte Kunsthistoriker Dr. Hans Medowski-Berlin ge-

wonnen, der zusammen mit Tschudi und Lichtwardt die nun so berühmt gewordene deutsche Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie zusammenstellte. Herr Dr. Medowski wird nun über die Ergebnisse des großen Unternehmens, das bekanntlich zu einer weitgehenden Revision der offiziellen Kunstgeschichtsschreibung des eben verflorenen Jahrhunderts geführt hat, an der Hand zahlreicher Lichtbilder berichten. Letztere werden zum großen Teil eigens für den Vortrag hergestellt. Näheres, namentlich auch über Eintrittskarten von Nichtmitgliedern, siehe im Anzeigenteil.

* **Rhein- und Taunusklub Wiesbaden.** Die Bestrebungen des Klubs, die dahingehen, die Natur Schönheiten unserer engeren Heimat, d. h. des Rheingaus und des westlichen Taunus aufzuschließen und allgemein zugänglich zu machen, wie auch durch Erbauung von Aussichtstürmen und Schutzhütten, durch Anbringung von Vegetations- und farbigen Wegebezeichnungen dahin zu wirken, daß diese von vielen noch viel zu wenig bekannten Orte immer mehr besucht werden, werden in letzter Zeit durch den immer zahlreicheren Beitritt von Gemeinden, welche zum Teil namhafte jährliche Beiträge liefern, in weitgehendster Weise unterstützt. So sind neuerdings Rüdesheim, Lorch, Mittelheim, Rhmannshausen, Frauenstein, Langenschwalbach, Raental, Erbach, Hüllgarten, Winkel und Rimbach dem Klub als korporative Mitglieder beigetreten. Im Gegensatz zu dem Taunusklub in Frankfurt, dessen Wirkungsgebiet nur bis etwa zur Bahnlinie Niederrhausen-Limburg, also des östlichen Taunus, reicht, werden durch den Rhein- und Taunusklub Wiesbaden sämtliche Wegemarkerungen des gesamten Rheingaus bis hinab nach St. Goarshausen und des westlichen Taunus bis herauf nach Kaststätten, welche Stadt schon seit längerer Zeit dem Klub als Mitglied angehört, unterhalten und ausgeführt. Hoffen wir, daß sich auch die noch fehlenden Orte dem Klub, dessen Tätigkeit in erster Linie ja ihnen zu gut kommt, als korporative Mitglieder anschließen.

* **Der Wiesbadener Kellner-Verein** beging dieser Tage im katholischen Gefellenhaus in der Dohheimerstraße bei sehr gutem Besuch seine Weihnachtsfeier. Von der Weichentapelle wurde die Feier mit dem Oertelchen Weihnachtsmärchen und der Overtüre zu „Berlin, wie es weint und lacht“ eröffnet. Die Begrüßungsansprache hielt der Vorsitzende Herr Koffel mit entsprechenden zündenden Worten, worauf Hr. Kellner Vord einen auf die Feier bezüglichen Prolog in der denkbar besten Weise sprach. Der Männergesangsverein „Neue Concordia“ half den Kellnern das Fest durch den Vortrag mehrerer Chöre und Lieder verschönern, von denen besonders das Schauspieler „Spinn spin“, Waldfest und „Wie ich so lieb dich hab“ gefielen. Der Verein sang wirklich sehr schön. Auch Herr Fritz Schlegelmilch fand mit mehreren Solovorträgen lebhaften, reich verdienten Beifall. — Erste Stimmung erweckte die Ueberreichung des Ehren Diploms an Herrn Otto Singer durch den ersten Vorsitzenden. Daran anschließend wurden mehrere Mitglieder für 10- und 15jährige treue Mitgliedschaft belohnt. — Nach dem offiziellen Teil begann ein recht flotter Ball, der mit einer von dem Vorsitzenden des Vergnügungsausschusses angeführten Polonaise seinen Anfang nahm und sich natürlich ziemlich lange ausdehnte. Der ganze Verlauf des Festes, zu dem auch der Genfer Verband und der Deutsche Kellnerbund mit Banner erschienen waren, machte überhaupt dem Vergnügungskomitee alle Ehre.



Strafkammer-Sitzung vom 15. Januar.

Der Kloppenheimer Einbruch-Diebstahl.

Der Milchhändler Adolf Auf in Kloppenheim hatte um den Anfang des Monats Dezember v. J. ein Pferd verkauft. Am 5. Dezember, als er seiner Gewohnheit gemäß morgens gegen 6 Uhr mit seiner Ehefrau das Haus verließ, um in Wiesbaden seine Kunden zu bedienen, da verschloß er das Haus sorgfältig, da seine Familie lediglich aus diesen beiden Köpfen besteht. Bei seiner Rückkehr gegen 1 Uhr vermißte er aus einer Tischschublade ca. 72 M. Bargeld, einen Teil aus dem bei dem Pferdeverkauf erzielten Erlös, ein Portemonnaie sowie einen Trauring, und bei näherem Nachsehen fand er, daß jemand durch eine Kellertür eingedrungen, eine Tür erbrochen, so in das Erdere des Hauses gelangt und daß dieser wahrscheinlich den Diebstahl ausgeführt habe. In der Nähe der Kellertür befindet sich die Christliche Sozialthe, zu deren Insassen der Fuhrknecht Josef Taro, ein vielfach vorbestrafter Burche gehörte. Dieser befand sich in nichts weniger als guter Finanzlage. Seinen Lohn pflegte er, sobald er ihn in der Tasche hatte, in Spirituosen aufgehen zu lassen und es fehlten ihm die Mittel zu den nötigen Beschaffungen vollständig. So hatte er sich um die hier kritische Zeit von einer Wiesbadener Firma unter fremdem Namen einen Anzug beschafft. Später war er als der Bezieger ermittelt und es waren verschiedene Briefe an ihn gerichtet worden, wonach ihm Anzeige-Erstattung drohte, sofern er nicht den Diebstahl befriedigte. Darum suchte Christ, und als er am Tage nach der Verübung des Diebstahls von diesem hörte, da stand es bei ihm ziemlich fest, daß nur er der Dieb sei. Verstärkt wurde der Verdacht durch die Bemerkung im Laufe dieses sowie des folgenden Tages. Zur Arbeit legte er seine Hand mehr an, sondern trieb sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Wirtschaften herum, dazu machte er Ausgaben, die weit über die Mittel, die ihm zur Verfügung stehen konnten, hinausgingen. Am 7. Dezember kehrte er am Nachmittag schwer Betrunkener zu Christ zurück und lag mehrere Stunden lang in strömendem Regen vor einem Scheunentor. Von dort weg wurde er verhaftet und eine an ihm vorgenommene Leibesvisitation förderte zwar nur einige Pfennige Bargeld zu Tage, am nächsten Tage aber wurde in der Nähe dieser Stelle eines seiner Taschentücher mit dem gestohlenen Ringe, Portemonnaie, sowie einem Parbetrug von 27 M. gefunden. — Heute vor Gericht stellte er die ihm vorgeworfene Tat mit aller Entschiedenheit in Abrede, er wurde aber als schuldig befunden und mit einem Jahr Gefängnis bestraft.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 14.

Donnerstag, den 17. Januar 1907.

22. Jahrgang.

Kleines Feuilleton.

Welche Wendung! Von Alfred Kerr gehen der „Ziff. Stg.“ mehrere Verse zu, wovon wir folgende wiedergeben:

Das Plöbliche.

„Dem Direktor der Berliner Nationalgalerie, Professor Dr. v. Tschudi, ist der Charakter als Geh. Regierungsrat verliehen worden.“

Tschudi ist Geheimer Rat,
Wadde nicht, mein Preußenstaat,
Gestern noch zum Himmel schrie
Seine Nationalgalerie.

„Ganzmoderne Kunstverblendung!“

(Welche Wendung, — welche Wendung.)

Bruno Paul war ein Verdruf.

Auswurf. Simplicissimus.

Wirkte gestern noch verderblich.

Heut' Direktor kunstgewerblich.

Anton Werner: „Vandesschändung!“

Welche Wendung, — welche Wendung!

Ein spekulativer Gastwirt. Ein Londoner Gastwirt in der Upper Thames-Strasse hat ein originelles Mittel gefunden, um seine Gäste von der Vorzüglichkeit seiner Küche zu überzeugen und neue Kunden zu gewinnen. Er stellt allen denen, die ein Abonnement nehmen, eine Waage zur Verfügung, damit sie ihr Gewicht feststellen können. Die Waage wird alle 14 Tage wiederholt und das jeweilige Resultat in die Karte, von der die Speisemarken abgetrennt werden, eingetragen. Sind sie besonders gut, so werden sie auf einer im Lokal aushängenden Tafel verzeichnet, und der Gast, der am meisten zugenommen hat, wird mit einer Prämie bedacht. Die Gäste tun ihr Möglichstes, aber der spekulative Gastwirt besteht nicht nur dabei, sondern macht noch ein gutes Geschäft. — Er dürfte auf dem Kontinent und besonders in Berlin bald Nachahmer finden.

Die Trüffeln werden teurer. Traurige Nachricht für sämtliche Feinschmecker kommt aus Brantome und Jorges, den Hauptmarktplätzen der Perigord-Trüffel. Die Trüffeln sind infolge der Dürre des letzten Sommers sehr schlecht geraten und die Preise sind kolossal in die Höhe gegangen. Während im letzten Jahre 20 Franken pro Kilo bezahlt wurden, sind in diesem Jahre seine Trüffeln unter 40 Franken das Kilo zu haben.

Ein Diogenes unter den Millionären. In der Reihe der internationalen Millionäre, die so manche exotische Gestalt, so manche eigenartige Persönlichkeit aufweist, nimmt Pedro Alvarado, der reichste Mann von Mexiko, sicherlich eine ganz besondere Stellung ein. Er hat sein Leben als einfacher Minenarbeiter begonnen und seine Jugend verbrachte in harter Entbehrung und schwerer Plage, da er in dem Bergwerk seines Vaters beschäftigt war. Da brach das Glück herein; er entdeckte zunächst eine reiche Goldader und fand dann im Jahre 1901 die

gewaltigen Gold- und Silberlager von La Palmilla, die nicht nur die größten von ganz Mexiko sind, sondern zu den ertragreichsten der ganzen Welt gehören. So hat er denn nun in weniger als zehn Jahren ein ungeheures Vermögen aufgehäuft, das man auf 200 bis 600 Millionen Mark einschätzt. Doch inmitten des Reichtums blieb er der einfache Mann, der frische Naturbursche, der er als Arbeiter gewesen. Die einfachen Sitten und Gewohnheiten der mexikanischen Minenarbeiter bestimmen noch immer sein Leben und all der Reichtum, all das Geld erscheint ihm nur ein lästiger Plunder, den er in mancher Stunde gern los sein möchte. Seine Freunde haben ihn dazu überredet, sich einen prachtvollen Palast bauen zu lassen, herrlich ausgeschmückt, mit einer Flucht weiterer Räume, in denen jedem ein Klavier steht; aber sein Lieblingsaufenthalt ist ein kahler kalter Keller, in dem er seine Ruhezeit verbringt. Ein englischer Korrespondent, der diesen „Diogenes unter den Millionären“ interviewte, fand ihn zwar nicht in einer Tonne, aber doch auf einer leeren Champagnerliste sitzend, wie er mexikanisches Bier trank. Die Hauptstadt von Mexiko hat er noch niemals besucht; er ist überhaupt mit Ausnahme von einigen Reisen nach der nahe gelegenen größeren Stadt aus seinem Heimatort Barral noch nicht herausgekommen, aber in diesem kleinen Bergwerksort kennt er jeden Menschen beim Namen und ist über die Verhältnisse aller Bewohner orientiert. Jeden Tag kommt eine Schar von Bedürftigen und Bettlern nach seinem Hause und er spricht mit einem jeden und gibt ihm ein Almosen. Seine Ratgeber und Freunde sind erfahrene alte Leute des Städtchens; sein besonderer Vertrauter ist der alte Priester, der wöchentlich einmal in seiner Privatkapelle die Messe zelebriert. Alvarado weiß wenig von der zivilisierten Welt und kümmert sich nicht um sie. Von der eigentlichen Macht und Bedeutung des Geldes hat er keine Vorstellung; es ist ihm nur ein Spielzeug und seine einzige Freude ist, daß er damit wohlthun und menschliche Not lindern kann. Der Palast ist auf eine ganz seltsame und barbarische Art eingerichtet. Die kostbarsten und die absonderlichsten Dinge stehen herum. Tausende von Kanarienvögeln fliegen umher. Die Kapelle, die sich in dem Palast befindet, ist mit Gold und Brokat geschmückt. Der Salon enthält ein Duzend großer Spiegel und eine übertriebene Fülle von Verzierungen aller Art, so daß das Ganze einen chaotisch wirren Eindruck macht. Der Millionär erklärt selbst freimütig, daß ihm all dieser Prunk verhaßt ist und nur von seinen Freunden ihm aufgedrungen wird, die der Ansicht sind, ein so reicher Mann müsse auch seinen Reichtum in besonderer Weise zeigen. Alvarado ist erst 30 Jahre alt; er fühlt sich am wohlsten in seinen Bergwerken, die er nach jeder Richtung hin vervollkommen, mit elektrischem Licht und anderen modernen Einrichtungen ausgestattet hat.

Ein Schredendrama auf der Petersburger Bühne. Was man noch vor wenigen Monaten in Rußlands Hauptstadt für eine Unmöglichkeit gehalten oder nur unter schärfsten Bedenken versucht hätte, ist heute am Petersburger Alexandra-Theater mit vollem Gelingen zur Tat geworden: man gab eines der

blutrünstigsten Dramen der russischen Literatur des Grafen Tolstoi: „Der Tod Ivans des Schrecklichen“, erzielte damit einen vollen Erfolg, und ohne nennenswerte Störung ging das fünfaktige Drama in Szene, das einen der blutigsten Tyrannen auf die Szene bringt, die das schwergeprüfte Rußland gesehen hat. Das Trauerspiel, das zuerst im Jahre 1866 in den Vaterländischen Annalen erschien, war außerdem so gut wie eine Novität für Petersburg. Vor vielen Jahren ging es über die russischen Bühnen, wurde dann aber von der Zensur verboten und lag nun nach vollen 20 Jahren von neuem das Rampenlicht.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Raffanischer Kunstverein.

Die gegenwärtige Ausstellung bietet viel des Interessanten. Zwei Wiesbadener, ein alter und ein junger, dominieren darin. Die Kollektion von Kaspar Köglitz enthält einige ganz vorzügliche Stücke. Es ist alte Schule, typisch für den streng naturalistischen Geist, der sich durch Mangel angeregt einmal zu einem herrschenden ausschwang. Einige Studienköpfe Köglitz empfinden wir direkt als Mengerschule. Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns Euler, eine junge, werdende Kraft. Es sind hier besonders die Interieurs, die stark fesseln. Der raffanische Kunstverein hat zwei Stücke davon erworben, ein Kircheninterieur und eine Landschaft, zwei sehr gute Arbeiten, von denen besonders die erstere in ihrer fein durchgeformten Milieustimmung viel ansprechendes hat. Neben den beiden Wiesbadenern ist noch eine Kollektion von Rüstner ausgestellt. Rüstner ist immer derselbe; er verfügt über ein kleines Repertoire, aber innerhalb seine paar Motive bietet er eine gesunde, kräftige Kunst, der man immer gerne begegnet. Schließlich sei noch der „Vorfrühling“ von Barthel erwähnt. Echter Düsseldorfertypus von jener eigenen spröden Farbengebung, über die man am Niederrhein so schwer weglommt, vermischt mit etwas schwerblütiger Poesie. Aber das Bild hat, was man so sagt, seine Qualitäten.

Hohenlohesches Hafermehl

verhütet Erbrechen und Durchfall. Kinder, die Milch allein nicht vertragen, oder an englischer Krankheit leiden, gedeihen vorzüglich, sobald der Milch Hohenlohesches Hafermehl zugesetzt wird.

Räumungs-

Inventur

1907.

Verkauf.

Beginn am

Montag, den 14. Januar.

Grosse Posten

bei der Inventur zusammengestellter Waren werden zu

Preisen

verkauft, wie sie noch

nie dagewesen

sein dürften.

Auf alle übrigen Artikel wird ein Extra-Rabatt

von **10%** gewährt.

14 Langgasse 14.

Simon Meyer

22 Wellritzstr. 22.

7893

Ein Posten Kostümröcke

dunkle Wollstoffe, per Stück

1.⁹⁰, 3.⁰⁰, 4.⁵⁰

Ein Posten Blusen

in dunklen Winterstoffen, per Stück

95 Pf., 1.⁵⁰, 2.⁰⁰

Ein Posten Unterröcke

in Tuch, Moiree, Zanella, per Stück

2.²⁵, 3.⁵⁰, 5.⁰⁰

Normalhemden

95 Pf.

Normalhosen

95 Pf.

Wollene Socken

65 Pf.

Trikot-Handschuhe

Paar 20 Pf.

Ringwood-Handschuhe

Paar 20 Pf.

Damen-Reform-Schürzen

95 Pf.

Kinder-Schürzen mit Volant

50 Pf.



Nr. 14.

Donnerstag, den 17. Januar 1907.

22. Jahrgang.

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

Räthe Richter konnte, seit Felicia das Haus verlassen, nicht mehr zu einer ruhigen, frohen Stimmung kommen. Es fiel ihr doch schwer auf die Seele, daß sie sich mit der Freundin nicht mehr ausgesöhnt, sondern bis zum letzten Augenblick eine trostige Zurückhaltung beobachtet hatte. Dazu kam, daß das, was Felicia über Fritz Kuhle geäußert hatte, sie nachdenklich und grüblerisch machte. Daß er sich ihretwegen in geheimem Kummer verzehrte, erregte doch auch ihr lebhaftes Mitgefühl. Der arme Fritz Kuhle! Und so kam sie gar nicht mehr oft dazu, des Glückes, die Liebe eines Offiziers errungen zu haben, froh zu werden.

Herr Richter und seine Frau hatten sich zwar entschlossen, sich erst eingehend über den Leutnant von Dromberg zu erkundigen, bevor sie sich der erwarteten Werbung um Räthes Hand willfährig zeigten. Aber der Ausführung dieses Entschlusses stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Bei wem sollten sie sich erkundigen?

In ihrer Ratlosigkeit wandten sie sich an eines der gewerbmäßigen Auskunftsbureaus, aber was sie da in Erfahrung brachten, konnte ihnen nicht viel nützen.

Herr Richter wäre indes wohl bereit gewesen, sich über alle Bedenken hinwegzusetzen und auch ohne es schwarz auf weiß zu besitzen, Herrn von Dromberg für einen untadelhaften Ehrenmann zu halten, dem man volles Vertrauen schenken durfte. Denn seine Bewunderung des eleganten, flotten Offiziers wuchs bei jedem Besuch, den derselbe der Familie Richter abstattete. Aber anders dachte Frau Richter. Ihrem scharfen Blick, ihrer nüchternen Beobachtung entging es mit der Zeit nicht, daß etwas Affektiertes, Gezwungenes in dem Wesen des Leutnants lag und daß seine allzu reichlich fließenden Komplimente, auch wenn sie Räthe galten, rein äußerliche Höflichkeit waren und nicht aus dem Innern herauskamen.

Eines Mittags trat nun das längst Vorausgesehnte, das halb freudig, halb bang Erwartete ein: Leutnant von Dromberg erschien in militärischer Gala, in Helm und Epaulettes und hielt in aller Form bei Herrn und Frau Richter um Räthes Hand an.

Herr Richter strahlte vor Stolz und Glück, und schon schiedte er sich an, mit derjenigen feierlichen Würde, die ihm der Augenblick zu erheischen schien, seine zustimmende Antwort zu erteilen, als ihm seine Gattin zuvorkam.

Der Ernst der Situation hatte ihre ganze Geistesgegenwart und alle ihr zu Gebote stehende Verstandeskraft wachgerüttelt.

„Sie lieben also unser Kind, Herr Leutnant?“ sagte sie und sah den Offizier mit einem Blick an, der auf dem Grund seiner Seele forschen zu wollen schien.

Herr von Dromberg verbeugte sich geschmeidl.

„Selbstverständlich, gnädigste Frau! Würde ich sonst — — Wer könnte dem Liebreiz Ihrer Fräulein Tochter widerstehen!“

„Und es ist nicht die erwartete Mitgift, die Sie veranlaßt, unserem Kinde vor anderen Damen Ihrer Bekanntschaft den Vorzug zu geben?“

Der Leutnant machte eine protestierende Bewegung.

„Aber ich bitte sehr, Gnädigste,“ erklärte er mit sichtlich ertrübter Entrüstung. „Ich bitte, nicht an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu zweifeln.“

„Ihre Erklärung freut mich, Herr Leutnant,“ sagte sie laut. „Und da ich überzeugt bin, daß Räthe Ihre Reizung erwidert, so wäre die Angelegenheit damit eigentlich erledigt, und wir könnten Räthe hereinrufen und die Verlobung feiern. Aber da es nun einmal im Leben so ist, daß die Geldfrage auch bei einer Heirat eine wichtige Rolle spielt“ — der Leutnant verbeugte sich zustimmend — „so denke ich, wir sprechen über diesen Punkt zuerst mal ein offenes Wort miteinander.“

Der Leutnant verneigte sich wieder in seinem Sessel.

„Wie Gnädigste befehlen.“

Im Stillen sah er dem Kommanden mit einer angenehmen Spannung entgegen. Hoffentlich würden die Alten einen tiefen Griff in ihren Säckel tun.

„Wir gelten in unserm Stadtviertel als reich,“ fuhr Frau Richter fort. „Das ist auch Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt geblieben, Herr Leutnant?“

Der Leutnant, der sehr weit entfernt war, die gezeigten Gedanken seiner präsumtiven Schwiegermutter zu ahnen, nickte lächelnd. „Gewiß,“ bestätigte er höflich, mit der stillen Absicht, etwas Schmeichelhaftes zu sagen, „das ist ja bekannt in der ganzen Gegend. Den Herrn Baumeister nennt man allgemein — mit Erlaubnis — den reichen Richter. Und man braucht nur einen Blick um sich zu werfen —“

„Das stammt alles noch aus unserer guten Zeit,“ nahm Frau Richter wieder das Wort und ließ einen leisen Seufzer hören. „Früher, na ja, da konnten wir uns ja wohl als reich ansehen, aber heute —“

„Erlaube mal,“ unterbrach Herr Richter.

„Aber laß mich doch!“ fuhr sie ihm über den Mund und zwinkerte ihm gebieterisch mit den Augen zu. „Ich halte es für unsere Pflicht, dem Herrn Leutnant reinen Wein einzuschütten. Da ja der Herr Leutnant unsere Tochter liebt und sie nicht der Mitgift wegen begehrt, so wird er an dem, was ich ihm zu eröffnen habe, keinen Anstoß nehmen.“

Der Leutnant erblaßte und rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her. Frau Richters lezte, unheilverkündende Worte jagten ihm keinen geringen Schrecken ein.

„Wir haben nämlich,“ fuhr Frau Richter fort, „in den letzten Jahren Verluste gehabt. Unglückliche Terraininspektionen, in die sich mein Mann leider eingelassen —“

Herr Richter machte eine unwillkürliche Bewegung. Er war einfach blass. Augen und Mund weit aufreißend, sah er da und starrte seine Frau verwundert und erschreckt an, als befürchte er, sie habe plötzlich den Verstand verloren. Der Leutnant knickte ordentlich zusammen und fuhr sich mit der Hand nach dem Hals, als würde ihm auf einmal der hohe Umlegebogen zu eng.

„Haben uns enorme Verluste gebracht,“ vollendete Frau Richter ihren Satz. „Mein Gott, wir sind ja Gottlob! noch im —“

Bestige Steden fielen, schwieg die Frau, und er behielt, wie gewöhnlich, das letzte Wort.

Ein paar Tage vergingen, und der Finger wurde anstatt besser, immer schlimmer. Die Frau riet, den Arzt zu holen, er aber erklärte, er verstehe allein, was mit dem verletzten Glied zu machen sei! Schließlich sah aber die Sache so bedrohlich aus, daß der Doktor doch noch zitiert werden mußte.

Raum war er ein paar Minuten im Zimmer, da rief der Gutsbesitzer nach seiner Frau. „Na, Luise,“ fing er an, „weißt du, was der Doktor sagt?“

„Da du so vergnügt aussiehst, Fritz, wird wohl alles gut stehen,“ sagte sie mit einem Lächeln der Erleichterung, denn sie war doch recht besorgt gewesen. „Das ist mir sehr lieb,“ fuhr sie fort, „denn der Zeigefinger an der rechten Hand, — es ist doch eine böse Sache, wenn man den verlieren soll.“

„Aber es ist doch so,“ versetzte er und schaute sie mit einem triumphierenden Lächeln an, während seine Augen vor Freude ordentlich blühten, „er muß doch herunter. Siehst du wohl, daß ich wieder einmal recht hatte!“



Die längste Nacht.

Aus dem Vorortzug stieg ein junges Mädchen und eilte dem Potsdamer Platz zu, ein hübsches, schlankes Geschöpf mit einem leinenen Hütchen auf den blonden Flechten und hohen Absätzen an den eleganten Stiefeln. Trotz ihrer Eile suchte sie forschend nach rechts und links, offenbar erwartete sie jemand. Und richtig, da hinter dem Mauervorsprung trat er heraus, ein stattlicher Jüngling, und begrüßte sie freudig. Zusammen gingen sie weiter. Seit gestern Abend hatten sie sich nicht gesehen, da war er vom Geschäft mit ihr bis zum Bahnhof gegangen.

„O, Fräulein Lili, ich habe schon gefürchtet, Sie kämen nicht, und ich habe mich doch so nach der Begegnung gesehnt.“

„Ich auch,“ erwidert sie leise und schweigt dann verschämt still. Die Unterhaltung stockt ein paar Augenblicke, dann faßt sich der Jüngling ein Herz und sagt: „Die vergangene Nacht war die längste im ganzen Jahr!“

Wie nett von ihm, das zu sagen. Auch Lili war sie sehr lang vorgekommen. Er war doch zu reizend.

„Lieber Herr Artur,“ flüstert sie, „warum war denn die Nacht so lang?“ Sie möchte es ihn doch zu gern sagen hören; sie wußte ja wohl, wie die Antwort lauten würde, aber man hört es doch gar zu gern, wenn der Geliebte erklärt, daß er vor Sehnsucht nicht schlafen konnte. Und sie brüht zärtlich den Arm, den er unter den ihren geschoben, und fragt noch einmal: „Warum war die Nacht so lang?“

„Aber Fräulein Lili,“ erwidert er, „sollten Sie das wirklich nicht wissen?“ Und wie sie ihn immer noch fragend anschaut, fährt er fort: „Weil heute der 22. Dezember ist!“

Der Ausbleiber.

Herr Streicher führte mit seiner jungen Frau eine sehr glückliche Ehe. Nur in einer Sache waren die beiden verschiedener Meinung. Er gehörte einem Männergesangsverein an, dessen wöchentliche Sitzungen sich nach Frau Elses Meinung ungebührlich weit in die Nacht hinein ausdehnten. Jeden Donnerstag versprach Streicher der kleinen Frau, pünktlich um 11 Uhr zu Hause sein zu wollen, aber immer wieder wurde es später, und sie empfing ihn mit Tränen und Vorwürfen. Umsonst bat er sie, schlafen zu gehen; sie erklärte stets, sie könne nicht schlafen, wenn er nicht zu Hause wäre.

Eines Abends sollte aus irgend einem Grund im Verein ein Festessen stattfinden, und Frau Else, die diesmal besonders Schlimmes fürchten mochte, nahm dem Gatten das feierliche Versprechen ab, ja nicht nach 11 Uhr nach Hause zu kommen. Streicher versprach's und besiegelte den Vertrag mit dem üblichen Kuß.

Nachdem er gegangen, machte die teure Gattin sich auf den Weg, um eine Freundin zu besuchen, damit der Abend

ihr nicht gar zu lang werde. Um zehn Uhr kehrte sie zurück und setzte sich mit einer Handarbeit ins trauliche Wohnzimmer, um ihren Mann zu erwarten.

Geduldig harrete sie seiner bis elf Uhr, auch die Gnadenviertelstunde gab sie gern noch zu, als es aber halb zwölf und gar zwölf schlug, da fing sie an ärgerlich zu werden, und als der Ausbleiber auch um eins noch nicht erschienen war, da wußte sie nicht, ob sie zornig oder ängstlich sein sollte. Konnte ihm nicht etwas passiert sein? Man las doch jeden Tag in der Zeitung von den schrecklichsten Dingen. Aber nein, sie war ja schon gewöhnt, daß er keine Rücksicht auf sie nahm, er saß gewiß im Verein und amüsierte sich und dachte gar nicht an seine kleine Frau. Sie war doch zu unglücklich!

Mit bitteren Tränen, die ihr teils der Zorn, teils die Angst erpreßten, begab sie sich endlich ins eheliche Schlafgemach. Als sie es im Dunkeln betrat, drangen ihr ganz merkwürdige Töne entgegen. Was war das? Schnarchte da nicht jemand? Mit Zurcht und Bittern hielt sie den Atem an und horchte. Wahrhaftig! es war kein Irrtum möglich, ein Mann schnarchte im Zimmer, und der Laut kam von den Betten her. Da mußte ein Räuber eingedrungen sein. Rasch entschlossen zündet sie das Gas an, ein Blick nach den Betten, und was sieht sie? — den sehnlichst erwarteten Gatten, der friedlich schlummernd im Bette liegt.

Er hatte sich im Datum der Festlichkeit geirrt, und als er, sofort nach Hause zurückgekehrt, die Gattin ausgegangen fand, kam ihm der Gedanke, ihr einen kleinen Streich zu spielen. Er hatte allerdings nicht die Absicht gehabt, den Scherz so weit auszudehnen, war aber darüber eingeschlossen. Frau Else wollte anfänglich den Humor der Sache durchaus nicht begreifen, aber sie nimmt jetzt an den Vereinsabenden ihrem Mann kein Versprechen mehr ab und bleibt auch nicht mehr auf, um ihn zu erwarten.

Humor.

Woher sie es wußte. Mann: „Ich bin begierig, was für Leute unsere neuen Nachbarn sind! Ich sah heute früh den Möbelswagen vor der Tür.“

Frau: „Na, viel los ist nicht mit denen, das kann ich dir sagen. Sie haben weder eine Rasenmäschmaschine, noch eine Stehleiter, noch ein Fensterleder, noch eine Waschmaschine, noch eine Vießkanne, noch — —“

Mann: „Ja, um alles in der Welt, woher weißt du denn das?“

Frau: „Sehr einfach, weil ich mir die Sachen von ihnen borgen wollte!“

Vexierbild.



Wo ist der Infanterist?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Mommer in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion Redakteur Bernhard Röding, Wiesbaden

22. Jahrgang.

Ein armer Poet litt Hunger und Noth;
Er hatte den Wunsch nur und Willen:
Verdienen so viel, um mit trockenem Brod
Den knurrenden Magen zu stillen.
Doch wie er auch dichtet mit eisernem Fleiß:
Es kommt bei dem niedrigen Zeilenpreis,
Den ihm der Verleger bewilligt hat,
So viel nicht heraus, daß er jemals wird satt.
Der Beutel wird leerer und immer noch leerer,
Die Noth die wird schwerer und immer noch schwerer.
Schon ist unser Dichter, so fleißig und nett
Heruntergemagert fast bis zum Skelett.
Da endlich bricht an ein gesegneter Morgen.
Ein glücklicher Eignall scheucht all seine Sorgen:
„Ich hab' es!“ so ruft er entzückt und begeistert.
„Du tückisches Schicksal, ich hab' dich gemeistert.
Sechs Zeilen sind mehr zu bezahlen mir jetzt,
Die — — — — —
— letzte — — — — —
— — der — — — — —
— — — Zeilen — — — — —
— — — — wird — — — — —
— — — — — so — — — — —
— — — — — — — — — — „gefehl!“

ॐ

Durch ein großes Schiffsfeuer hatte ein biederer Landbewohner fast sein ganzes Mobiliar verloren und da der Mann nicht gerade in guten Verhältnissen war, wurde im Dorf eine Sammlung veranstaltet, die 180 Mark brachte, und Jakob sollte sich dafür neue Möbel kaufen. Der Pastor, durch dessen eifrige Fürsprache die Sammlung hauptsächlich zustande gekommen war, fürchtete, das Geld möchte vielleicht nicht richtig verwendet werden, und erbot sich den Abgebrannten und seine Frau zum Tischler zu begleiten und ihnen mit gutem Rat beizustehen. So geschah's, die Möbel wurden ausgesucht und als alles beisammen war, fand es sich, daß die Rechnung 7,50 Mark mehr betrug, als die gesammelte Summe. Der Pastor zahlte den Fehlbetrag aus seiner Tasche und meinte dann: „Nun ist wohl alles erledigt, und ich kann gehen?“ — Jakob unterhielt sich kurze Zeit flüsternd mit seiner Frau und sagte dann: „Wir wollten Sie um noch etwas bitten, Herr Pastor. Meine Frau meint, wenn Sie etwas von Fahrrädern verstünden, könnten Sie uns vielleicht auch dabei raten. Ich möchte mir gern eins kaufen.“ — „Ein Fahrrad, Jakob?“ fragte der erstaunte Geistliche. „Ihr habt doch kein Geld für ein Fahrrad!“ — „O doch, Herr Pastor,“ mischte sich da die Frau ein und zog stolz zwei Hundertmarkscheine aus dem Portemonnaie. „Das haben wir heute früh von der Versicherungsgesellschaft erhalten!“

Am Stammtisch wurde von Hypnose und tierischem Magnetismus gesprochen. „Ja,“ bemerkte da einer von der Tafelrunde, der sich bisher ziemlich still verhalten hatte, „ich glaube eigentlich nicht recht an solche Dinge, aber das muß ich ja auch zugestehen, das menschliche Auge hat eine ganz eigenartige Kraft. War ich da voriges Jahr in der Sommerfrische und machte eines Tages einen tüchtigen Spaziergang durch die Felder. Plötzlich höre ich hinter mir ein wildes Brüllen, und zu meinem Entsetzen sehe ich, daß ein Bulle mich wie rasend verfolgt. Rauchend kommt er mir immer näher, das Herz steht mir fast still vor Angst, aber ich nehme die Beine in die Hand, und hast du nicht gesehen, jage ich vor ihm her. Nach einer Weile dieser tollen Jagd, — das Tier war mir zuletzt dicht auf den Fersen —, erinnere ich mich zu meinem Glück, welche Kraft der Blick des menschlichen Auges hat. Ich drehe mich um und sehe den Bullen starr und unbewandt an. Noch ein paar Schritte macht er vorwärts, dann bleibt er wie unschlüssig stehen; plötzlich aber macht er kehrt und rast zurück, und ich war gerettet.“

Sofort erhob sich ein Sturm verschiedener Meinungen, und als der Streit am heftigsten wogte, bemerkte der Erzähler ganz ruhig: „Ich vergaß zu sagen, daß ich, ehe ich stehen blieb, um den Bullen zu fixieren, einen festen Bretterganz entdeckelt hatte, über den es mir gelungen war, hinüberzuturnen. Das Anstarren besorgte ich dann von drüben.“

„Na,“ rief einer der Streitenden wüthend, „dann hat doch die ganze Geschichte nichts mit der Kraft des menschlichen Auges zu tun!“

„Aber natürlich," erklärte der andere unbeirrt, „ohne die Kraft des menschlichen Auges hätte ich doch den Bretterzaun nicht gesehen!"

Ein Wutsbesitzer war so sehr von seiner eigenen Unschärfe überzeugt, daß er sich lieber den größten Unannehmlichkeiten aussetzte, als daß er zugegeben hätte, sich geirrt zu haben. Seine Frau, die in den ersten Jahren der Ehe in beständigem Kampf mit ihm gelebt, hatte sich endlich lernen, sie hatte eingesehen, daß Widersprechen vom Nutzen war.

Da geschah es einmal, daß er sich bei der Feldarbeit einen Finger so schwer verletzte, daß er nach Hause gehen mußte, um ihn verbinden zu lassen.

„Ich fürchte sehr,“ sagte er zu seiner Frau, „der Finger wird abgenommen werden müssen!“

„Ach, wo denn, Fritz,“ erwiderte sie tröstend, „ich habe schon manche schlimmere Verwundung gesehen, die ganz gut geheilt wurde.“

„Und ich sage dir, Quise, der Finger muß herunter. Ich werde doch selbst am besten wissen, wie es mit meinem eigenen Finger steht.“

Nach einem kurzen Streit, bei dem von keiner Seite

mer in der Lage, unserer Tochter eine kleine Willkür mitgeben zu können, ohne deshalb Not leiden zu brauchen. Wie hoch beläuft sich doch die Heirats-Kantion, die Sie als Premier-Leutnant zu stellen haben?"

"Vier — vierzigtausend Mark präter propter," stammelte der Leutnant.

"Vierzigtausend? Gut. Ich denke, die werden wir aufbringen können. Meinst Du nicht, Vater?"

Herr Richter nickte. Es dämmerte ihm plötzlich. Mutter wollte dem Leutnant auf den Zahn fühlen. Ja, ja, er hatte eine geschiedte, kluge Frau.

"Mehr freilich," nahm Frau Richter wieder das Wort, "werden wir nicht tun können. Denn der Rest unseres Vermögens liegt fest in westlichen Vorortgrundstücken. Die lassen sich leider vorläufig ohne großen Schaden nicht versilbern wegen der neuen Bauordnung. Aber in zehn oder zwanzig Jahren —"

Der Leutnant nagte heftig an seinem Schnurrbart. Am liebsten wäre er ohne weiteres aufgestanden und hätte diesen Plebejern, die nicht einmal reich waren, den Rücken gekehrt. Was dachten sich denn diese Spießbürger eigentlich? Glaubten sie, er würde zu ihnen herabsteigen und die simple Maurermeisterstochter zu einer Frau Leutnant machen, wenn ihm diese Selbstverleugnung nicht mit Geld aufgewogen wurde? Auf zweihunderttausend Mark hatte er mindestens gerechnet und nun wollten sie ihn mit dem lumpigen Kommissvermögen von 40 000 M. abspesen! Er mußte alle seine Selbstbeherrschung aufbieten, um wenigstens äußerlich seine Haltung zu bewahren. Freilich, die Miene unangenehmer Enttäuschung konnte er nicht ganz verbergen.

"Gnädige sehen mich überrascht, außerordentlich überrascht," brach er endlich mühsam heraus. Er zermartete sein Gehirn, um sich einen einigermaßen anständigen Abgang zu sichern.

"Sie hielten unsere Verhältnisse für glänzender?" warf Frau Richter lauernd ein.

"Allerdings. Und ich weiß nicht, ob ich unter diesen Umständen wagen darf —"

Herr Richter machte eine Bewegung unwilligen Staunens.

"Ach — wagen darf, im Interesse Ihrer Fräulein Tochter, meine Bewerbung aufrecht zu erhalten."

"Im Interesse unserer Tochter?" mischte sich nun der Maurermeister in die Unterhaltung. "Wie meinen Sie das, Herr Leutnant?"

"Nun — äh — Fräulein Käthe ist verwöhnt, ist aufgewachsen im Reichtum. Ich müßte mir ja Vorwürfe machen, wäre ich genötigt, ihr Entfugungen aufzuerlegen, könnte ich sie an meiner Seite nicht ganz glücklich sehen."

"O, was das betrifft, da machen Sie sich nur keine Skrupel! Käthe ist bescheiden und kann sich nach der Decke strecken. Die nimmt im Notfall mit Pellkartoffeln und Sering vorlieb."

Der Leutnant lächelte spöttisch.

"Mein lieber Herr Richter (er hatte auf einmal den früher so freigebig gespendeten Titel „Baumeister" vergessen), so frugal könnte ich mir nun allerdings meine Tafel nicht denken. Mein Stand, meine gesellschaftlichen Beziehungen legen mir gewisse Rücksichten auf. Als Offizier muß ich meine Frau meinen verheirateten Kameraden präsentieren, muß Einladungen annehmen und erwidern, mit einem Wort: ein Haus machen. Ich weiß nicht, ob ich den erforderlichen Aufwand mit den Zinsen der mir freundlich in Aussicht gestellten vierzigtausend Mark würde bestreiten können."

Herr Richter wußte nicht, sollte er sich über seine Frau oder über den Leutnant ärgern. Er hatte sich schon als Schwiegervater des abligen Offiziers betrachtet und nun schien die ganze Sache wieder in Frage gestellt.

"Nun, nun," suchte er einzulenken, "natürlich im Stich würden wir Sie ja nicht lassen, und einen kleinen Ergänzusch bei und da —"

Aber der Leutnant unterbrach mit kühl abwehrender Handbewegung.

"Bardon, aber auf so unbestimmte Zusagen kann ich meine Zukunft, kann ich die meiner Frau nicht aufbauen."

Dem Maurermeister brach der Angstschweiß aus.

"Aber, mein lieber, bester Herr Leutnant, das würde sich ja alles finden. So schlimm steht es ja auch gar nicht und — die Hauptsache ist doch immer, daß Ihr Euch liebt, Käthe und Sie!"

Herr von Dromberg runzelte die Stirn. Das vertrauliche Ihr, erregte sein aristokratisches Mißfallen.

"Mein lieber Herr Richter, von der Liebe kann man nicht leben." Er zog seinen Säbel an sich und erhob sich. "Nach den überraschenden Mitteilungen Ihrer Frau Gemahlin muß ich Sie bitten, mir eine kurze Bedenkfrist zu gewähren."

Und noch ehe der erschrockene Maurermeister eine Gegenäußerung tun konnte, war er nach einer kurzen, förmlichen Verbeugung an der Tür.

"Den sind wir los," sagte Frau Richter, nachdem sich die Tür hinter dem Leutnant geschlossen, "den seh'n wir im ganzen Leben nicht wieder."

Es waren noch keine vierundzwanzig Stunden vergangen, da traf ein Brief des Leutnants ein. In drei Zeilen, ganz kurz und bündig, erklärte Herr von Dromberg, daß er unter den obwaltenden Umständen lieber auf das Glück, Käthe die Seine nennen zu können, verzichten müsse.

Herr Richter wütete, er schalt auf seine Frau und schimpfte auf den Leutnant. Otto aber fand in dem Mißgeschick seiner Schwester einen gewissen Trost für sich selbst. So hatte sie es auch nicht besser als er.

Käthe selbst weinte einen ganzen Tag. Sie hatte es sich doch so schön gedacht, an der Seite des eleganten Offiziers durch das Leben zu gehen und mit Carita, der viel Bewunderten und Verehrten, in ein schwelgerisches Verhältnis zu treten. Das war nun alles ein bloßer Traum gewesen.

Ein paar Wochen lang ließ sie sich vor niemand als ihren Angehörigen sehen; am eiligsten floh sie aus dem Wohnzimmer, wenn Herr Kuhke des Abends in seiner gewohnten Weise kam.

Als sie dem jungen Architekten zum ersten Male wieder begegnete, war sie nicht wenig besungen. Sie hatte im Stillen seinen Spott und seine böshaftern Anspielungen gefürchtet. Aber nun berührte er die peinliche Geschichte mit keiner Silbe, und sie war ihm von Herzen dankbar dafür.

Dr. Willfried beschäftigte sich in seinen Gedanken viel mit Felicia Wallburg. Er zollte ihr im Stillen uneingeschränkte Bewunderung. Wie hoch sie über einer Carita von Dromberg stand, welche die Ehe für ein bequemes Mittel betrachtete, sich ein angenehmes Leben zu verschaffen, und die sich listig mit kaltem Herzen um die Liebe desjenigen bewarb, von dem sie die glänzendste Versorgung erwartete! Anders das arme Kinderfräulein. Sie zog Dürftigkeit und ein niedriges Leben einer sorglosen Zukunft vor, weil es ihrem keuschen Sinn widerstrebte, sich einem ungeliebten Mann gleichsam zu verkaufen.

Vielleicht war auch ein anderer Umstand hierbei ausschlaggebend gewesen, vielleicht war Felicias Herz nicht mehr frei, als der Antrag des jungen Richter an sie herantrat.

Der ernste Forscher, der sich sonst mit den wichtigsten Problemen des Völkerebens beschäftigte, zerbrach sich über diese Frage in dem Leben eines ihm fernstehenden Mädchens den Kopf mit einem ganz merkwürdigen Eifer.

(Schluß folgt.)



Fridolin Wackelohr

Der urkomischste Vortrag d. Gegenwart.

Preis mit Klavierbegleitung Mk. 1.50.

(Die zu dem Vortrag nötigen mechanischen Wackelohren sind ebenfalls für Mk. 1.50 zu haben.)

Dieses hochoriginelle Couplet bringt d. verbissensten Hypochonder z. lachen.

Der Vereins-Komiker

46 zündende Couplets und Solo-Vorträge beliebtester Humoristen u. Komiker.

Preis 1 Mark.

Illustrierter Katalog

beliebtester Couplets, Duette, Terzette, Theaterstücke etc., Klavierstücke etc. gratis.

C. F. Teich, Leipzig I.

Lindenstr. 14.

236

Wiesbadener Spezial-Schwammhandlung

Grabenstraße 9.

Größte Auswahl in Schwämmen, gereinigt und im Naturzustande für jeden Gebrauchszweck in allen Preislagen und Qualitäten. Bei größeren Bezügen und für Wiederverkäufer bedeutende Preisermäßigung. Neueste und billige Bedienung. 9045

Nur Grabenstraße 9.

H. Schneider.